

Matthias Beilein/Claudia Stockinger/Simone Winko (Hgg.), *Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft.* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 129) de Gruyter, Berlin – Boston 2012. 350 S., € 99,95.

Der Band versammelt 19 Beiträge einer Göttinger Tagung von 2010, durchgeführt im Rahmen des Promotionskollegs „Wertung und Kanon. Theorie und Praxis der Literaturvermittlung in der ‚nachbürgerlichen‘ Wissensgesellschaft“ 2006–2010, unterstützt durch das Förderprogramm „Offen – für Außergewöhnliches“ der Volkswagen-Stiftung. Zum Konzept des Unternehmens, das sich anspruchsvoll als „Modell“ und „Pilotprojekt für eine in den Geisteswissenschaften neue Organisationsform der Graduiertenförderung“ präsentiert, heißt es auf dessen Homepage:

In diesem Ausbildungstyp soll ausgewiesene literaturwissenschaftliche Qualifikation mit einer hohen Praxiskompetenz verbunden werden, um erstens den Praxisbezug literaturwissenschaftlichen Arbeitens zu erhöhen und zweitens den Absolventinnen und Absolventen einen Wettbewerbsvorteil in der Konkurrenz um Arbeitsplätze in den Bereichen Wissenschaft, Kulturarbeit, Medien, Verlagen und Publizistik zu verschaffen.¹

Wie bespricht man eine Publikation, die im genannten Kontext und unter den postulierten Prämissen eines „Modells“ und „Pilotprojekts“ sowie den expliziten Zielvorgaben einer „berufsfeldbezogenen Ausbildung“ (ebd.) entstand? Wie jede andere (selbständige) wissenschaftliche Publikation? – Oder dürfen hier Erwartungen ins Spiel gebracht werden, wonach die mehrjährige Zusammenarbeit an einer gemeinsamen Thematik in einem Forschungsverbund genannt „Kolleg“ auch in dessen Publikationen ihren Vernetzungsmehrwert in Form erhöhter Kohäsion und Kohärenz finden, ein gebündelter Forschungsfortschritt dank der kolleg/k/tiven Synergien manifest werden sollte? Weiter steht die Frage im Raum, ob bei einer derart entschlossenen praxisorientierten Zielvorgabe bis hin zur Verschaffung eines „Wettbewerbsvorteil[s] in der Konkurrenz um Arbeitsplätze“ Wissenschaftsstandards und Wirtschaftstauglichkeit in der akademischen Ausbildung noch austarierbar seien. Und schliesslich: Wie müsste eine wissenschaftliche Publikation gestaltet und präsentiert werden, wenn der Echo-raum eines mehrjährigen Kolleg-Diskurses auch nach außen dringen und weiterhallen soll? Ist die Kolleg-Homepage und sind darauf festgehaltene weitere Veranstaltungen und Veröffentlichungen² Kotext oder Kontext oder Paratext der

¹ <http://www.uni-goettingen.de/de/das-kolleg/41350.html> (05.03.2013).

² Z. B.: Matthias Freise/Claudia Stockinger (Hgg.), *Wertung und Kanon.* Heidelberg 2010. *Bücher/Menschen. Der Literaturbetrieb im Gespräch.* Hg. vom Promotionskolleg „Wertung und Kanon“ der Universität Göttingen. Göttingen 2010.

Buchpublikation? Diese Fragen stellen sich, weil die Lektüre des Bandes dazu herausfordert.

Vorangestellt ist den Einzelbeiträgen eine fünfzehnteilige Einleitung, davon sind freilich nur viereinhalb Seiten der Rahmenskizzierung und theoretischen Klammerbildung gewidmet, die restlichen dienen der Vorstellung der neunzehn Beiträge. Trägt dieses knappe Rahmengerüst das Gewicht und die Fülle der Einzelbeiträge und hält sie zusammen, oder bauen die Beiträge allenfalls ihrerseits untereinander eine stützende Verweisungsstruktur auf? Denn deren Vielfalt ist hoch, die Heterogenität groß und das Eigengewicht eines Großteils der Beiträge beachtlich, ja beeindruckend: Das Spektrum reicht – nicht abschließend aufgezählt – von Heineses *Ardinghello*, Goethes *Gingo biloba*, Ernst Jüngers faktisch unbeschadetem „Marsch“ durch die disparatsten Kanones der Zwischen- und Nachkriegsliteratur und Karl Mays unterschiedlicher Kanonisierung auf unterschiedlichen Ebenen bis hin zu Susanne Fröhlichs *Moppel-Ich* übers Abnehmen, Gert Ledigs Luftkriegsroman *Vergeltung* und Bodo Kirchhoffs *Erinnerungen an meinen Porsche* sowie Andreas Maiers *Sanssouci* und deren Paratexten; der Parcours macht Abstecker zur spanischen Privatdetektivreihe von Manuel Vázquez Montalbán und dem Wandel der Kanones in der russischen Literatur zwischen 1984 und 2009, erörtert (wissenschaftliche) Editionen als Kanonisierungsfaktoren, diskutiert die Funktion von Literaturhäusern sowie jene der staatlichen Literaturförderung in Kanonisierungsprozessen, untersucht den literarischen Kanon in journalistischen Texten, verfolgt dessen Veränderung durch Books on Demand, stellt die Literaturkritik in den traditionellen Printmedien den sich entwickelnden und rasch verbreitenden diversesten Formen literarischer Kritik und Wertung im Web 2.0 gegenüber und analysiert Wertungen und Kanonisierungen von Computerspielen.

Kontrastiert man dieses Multiversum an behandelten Kanon-/Wertungsphänomenen mit Renate von Heydebrands und Simone Winkos Standardwerk *Einführung in die Wertung von Literatur* von 1996, das sich noch „im tradierten Verständnis des Faches und seines Gegenstands – begrenzt auf Literatur als ‚Kunst‘“³ – bewegte und die Möglichkeit lediglich antönte, es könne „mit ‚Literatur‘, verstanden als privilegierter kultureller Gegenstand, zuende gehen“ (S. 17, 103), so ist die immense Horizonterweiterung, die das Gebiet mittlerweile erfuhrt und die der Band dokumentiert, beeindruckend. Nur *entre parenthèse*: Schwer goutierbar für den ausländischen Leser und in der heutigen deutschen Wissenschaftslandschaft kaum mehr erwartet ist der von martialischer Rabulistik und von leicht durchschaubaren Ressentiments nur so strotzende Beitrag Günter Scholdts über „Innere Emigration und literarische Wertung“, wo beispielsweise von der „triumphalen Rückkehr der Exilliteratur ins germanistische Bewusstsein“ (S. 127) die Rede ist, vom „ständige[n] ästhetische[n] Bürgerkrieg“ in der Literaturgeschichte (S. 134), von „Einfallstor“, „Arsenal“ und „Durchschlagskraft“ (S. 137f.), von der Schleifung der „letzten Kastelle ihrer konservativen Gegner“ (S. 140) etc., und wo man Sätze liest wie: „[...] findet sich so leicht kein

³ Renate von Heydebrand/Simone Winko, *Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik – Geschichte – Legitimation*. Paderborn 1996, S. 16.

zweiter Fall, wo ein ganzer Literaturkomplex so augenscheinlich und gezielt in den Orkus des Vergessens geschleudert wurde“ (S. 125) – schwer erträglich, dieser wissenschaftliche Landser-Stil! Der ernst zu nehmenden Frage nach der innerdeutschen Literatur 1933–1945 im Kanon der Nachkriegsliteratur wäre eine ernster zu nehmende Untersuchung zu wünschen gewesen.

Beachtlich ist neben der Fülle an vorgestellten Gegenständen auch das Angebot an theoretisch-methodologischen Entwürfen, ja hier liegt vielleicht das fruchtbarste Potential des Sammelbandes: So modelliert (,modellieren‘ und ,Modell‘ sind Lieblingsbegriffe des Forschungskollegs) Leonhard Herrmann im Beitrag „System? Kanon? Epoche?“ den Kanon als ‚System‘ in luhmannschem Sinne und entwickelt in einer intrikaten Ableitung bis hin zu einer beinahe schon algorithmischen zehnzeiligen Grossformel die Ein- und Ausschlussvorgänge in Kanonisierungsprozessen, exemplifiziert an Heineses *Ardinghello*. Ebenfalls systemtheoretisch ausgerichtet und gleicherweise elaboriert entwickelt Dominic Berlemann in „Das soziale Gedächtnis und der Nebencode des Literatursystems“ das Kanongeschehen aus der Dynamik des Zentralcodes ‚interessant/langweilig‘ und dem Nebencode ‚wertvoll/wertlos‘ in Verbindung mit dem sozialen Gedächtnis als auf die Vergessensfunktion des Gedächtnisses ausgerichteten zirkulären Prozess, erprobt an Gert Ledigs *Vergeltung*. Modellierend verfährt auch Elisabeth Kampmann, indem sie am Beispiel Karl Mays die Kanonisierungsprozesse in den Dimensionen Dauer und Reichweite exploriert. Diese Beiträge weisen theoriebildend über sich hinaus und rufen nach einer breiter angelegten empirischen Erprobung und Plausibilisierung. Gerade in dieser Hinsicht verfahren Annika Rockenberger/Per Röcken in ihrer Erörterung „Ist Edition ein Kanonisierungsfaktor?“ modellbildend im Sinne methodologisch musterzüglicher Akribie und kontrollierter Methodenreflexion, und sie legen denn auch sowohl die Notwendigkeit wie die Voraussetzungen einer stärker empiriegesättigten Kanonforschung dar, die sie in gewissen Ansätzen – meines Erachtens zurecht – als empirie-fern, ja empirie-resistent wahrnehmen (S. 156).

Insgesamt ein höchst reichhaltiger Band – und zugleich eine Publikation, die zu Fragen (siehe oben) und Bedenken Anlass gibt:

(a) *Die historische Rahmensetzung*: Kolleg wie Publikation positionieren sich kultur- und sozialgeschichtlich in der sogenannten ‚Wissengesellschaft‘ und operieren ganz dominant über den Divisor (bildungs-)bürgerliche Gesellschaft versus nachbürgerliche Wissensgesellschaft, wobei ‚nachbürgerlich‘ einmal mit, dann wieder ohne Anführungszeichen, oder dann mit vorangestelltem „sog.“ erscheint, ein Index für dessen fragwürdige, begrifflich schwankende Verbürgtheit – die Porosität wird Seite 14/15 auch explizit angedeutet, „subkutan“ unterläuft sie, wo zum Beispiel Seite 13 das Buch in der *nachbürgerlichen* Welt „als Medium für die Reflexion der eigenen Persönlichkeit“ bestimmt, zwei Seiten zu-

vor „die Selbstvergewisserung über die Beschäftigung mit der Kunst“ indessen als eines der „Hauptmerkmale der ‚bürgerlichen Kultur‘ herausgestrichen wird – wo liegt der Unterschied? Und wie „weich“ dürfen Abgrenzungsbegriffe werden, sollen sie noch eine Distinktionsfunktion erfüllen können? Der Begriff ‚Wissensgesellschaft‘ dagegen wird als dermaßen etablierte und selbstverständliche Beschreibungsgröße eingesetzt, dass ca. fünf Zeilen und eine Fußnote mit zwei Belegen von 2001 und 2003 zur Fundierung dieses „vieldiskutierten Konzept[s]“ (S. 2, Anm. 2) genügen sollen – die Homepage unterrichtet uns immerhin, dass dazu 2008 ein Blockseminar stattfand.⁴ Man muß sich nicht unbedingt der rabiatischen Rhetorik eines kürzlichen FAZ-Artikels über das „Gerede von der Wissensgesellschaft“ als einer „Akademikerideologie“⁵ anschließen, um zu fragen, warum aus dem reichhaltigen Angebot an Bindestrichgesellschaften zur Beschreibung der gegenwärtigen sozialen Welt wie: Leistungs-, Dienstleistungs-, Wachstums-, Erlebnis-, Risiko-, Informations-, Weltgesellschaft just die ‚Wissensgesellschaft‘ als Leitkategorie für eine zeitgenössische Kanonforschung dienen soll. Dies umso mehr, als zum Beispiel Seite 13 mit grosser Nonchalance und ohne jede argumentative Überbrückung von der ‚nachbürgerlichen‘ ‚Wissensgesellschaft‘ zur ‚Erlebnisgesellschaft‘ übergewechselt wird. Als außenstehender Leser gewinnt man gelegentlich den Eindruck, als habe sich im Verlauf des Kollegs eine Selbstverständigungskultur beziehungsweise eine ‚Selbstverständlichkeitskultur‘ eines Begriffs-*Argot* der Insider herausgebildet, der in der vorliegenden Publikation die Begriffe schibbolethartig als nicht weiter begründungsbedürftige verwenden lässt. Dies im Kontrast zu der auf der Forschungsebene eher geringen Vernetzung der je isoliert für sich selbst ausgebreiteten Themen und Gegenstände (mit der löblichen Ausnahme der Beiträge – *nomen est omen* – zum Web) und der faktisch vollständig fehlenden Bezugnahmen auf den parallelen Kollegband *Wertung und Kanon*.⁶

(b) *Die Ökonomisierung der Kanon- und Wertungstheorie*: Zu den ebenfalls diskutablen Eigenheiten des Bandes gehört die gleichsam stillschweigende und nicht weiter begründete Ökonomisierung der Kanon- und Wertungstheorie, und zwar nicht etwa auf der makrosoziologischen Theorieebene eines Pierre Bourdieu, sondern auf der medien-/betriebswirtschaftlichen Ebene von Begrifflichkeiten wie ‚Marketing‘, ‚Aufmerksamkeitsökonomie‘, ‚Markt der Aufmerksamkeit‘, ‚Reputation‘ etc. (ob dies mit der programmatischen Praxisorientierung des Kollegs zusammenhängt, bleibe dahingestellt). Wie dabei unter der Hand

⁴ <http://www.uni-goettingen.de/de/53838.html> (14.04.2013).

⁵ Caspar Hirschi, „Das Gerede von der Wissensgesellschaft. Kritik einer Akademikerideologie“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 177 vom 01.08.2012, S. 5.

⁶ Siehe oben, Anm. 2.

aus einer normativen Werttheorie – verkürzt gesagt – eine Preistheorie wird, lässt sich am wiederholt in mehreren Beiträgen (S. 6, 154ff., 185ff., 322ff.) zitierten und offenkundig attraktiven *Invisible hand*-Theorem Simone Winkos⁷ ablesen, wonach der Kanon als „Phänomen der *invisible hand* zu modellieren“ sei: „Niemand hat ihn absichtlich so und nicht anders zusammengesetzt, dennoch haben viele ‚intentional‘ an ihm mitgewirkt“ (S. 11). Die ebenso berühmte wie umstrittene, vom Bildspender her theologisch inspirierte rhetorische Figur Adam Smiths für das Paradox (*credo quia absurdum*), dass das ungezähmte Profitstreben des Einzelnen über den freien Markt gleichwohl das Gemeinwohl fördere (dieses Legitimationsdogma für Steuerhinterzieher und Abzocker), wird freilich ihres paradoxalen *Metaphora-audax*-Charakters entkleidet und dient lediglich als verwässertes Bild für „soziale und kulturelle Phänomene [...], denen sich kein einzelner Verursacher zuschreiben lässt, die vielmehr in einem Prozess entstanden sind, an dem zahlreiche Menschen mitgewirkt haben, ohne dies als Handlungsziel vor Augen gehabt zu haben“ (S. 11). Abgesehen von der ohnehin fraglichen Wissenschaftstauglichkeit von Metaphern ist diese abgeschliffene, für unzählige gruppensoziologische Phänomene geltende Bestimmung begriffsmethodologisch deshalb problematisch, weil bei der postulierten fehlenden Zuschreibungsmöglichkeit offen bleibt, ob dies ein wirklich grundsätzlich feststehendes sachinhärentes Merkmal sei oder ein nur vorläufiges Wissensmanko oder ein dogmatisches Postulat – die *Invisible hand*-Erklärung also eine Verzichtserklärung zugunsten einer empirie-abgelösten oder gar -immunen Kanonforschung (siehe oben, S. 135). Vollends eskamotiert wird eine normen- und werttheoretisch fundierte Kanonforschung, wenn „die Normativität des Kanons“ als „sekundäre“ „Zuschreibung post festum“ von „Beobachtern“ bestimmt wird: „Das Postulat, dass die Texte des Kanons wertvoll seien und also auch als Maßstab dienen können, wird von ‚Beobachtern‘ aufgestellt [...]“ (S. 19f.). Auf dieselbe Weise ließe sich auch die Normativität von Verkehrsregeln in Abrede stellen, deren „anscheinende“ Geltung vielmehr eine *sekundäre post festum*-Zuschreibung, ein ReKonstrukt von Beobachtern aufgrund der Wahrnehmung sei, dass zum Beispiel alle Autos bei Rotlicht anhalten. Vielleicht gilt für das *invisible hand*-Theorem in der Kanonforschung dasselbe, was der Nobelpreisträger Joseph E. Stiglitz für das ökonomische festhielt: „The reason that the invisible hand often seemed invisible, was that it wasn’t there.“⁸ Jedenfalls scheint mir,

7 Simone Winko, „Literatur-Kanon als *invisible hand*-Phänomen“. In: *TEXT + KRITIK. Zeitschrift für Literatur* IX/02 (2002), Sonderband: *Literarische Kanonbildung*, S. 9–24.

8 <http://adamsmithslostlegacy.blogspot.ch/2010/03/joe-stiglitz-slaps-invisible-hand.html> und <http://video.answers.com/joseph-stiglitz-against-adam-smiths-invisible-hand-514931161> (14.04.2013).

dass das Ökonomiemodell für die Kanon- und Werteforschung hinsichtlich seiner Validität und Plausibilität überdacht werden müsste.

Michael Böhler: Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,
E-Mail: mboehler@swissonline.ch